



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ferdinand und Therese Huber. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ferdinand und Theresie Huber.

Es ist nicht bloße Neugier, wenn man bei der Geschichte unseres classischen Zeitalters den Schriftstellern zweiten und dritten Ranges eine größere Aufmerksamkeit zuwendet, als sie ihrem innern Werth nach zu verdienen scheinen. Um die Leistungen großer Dichter richtig zu würdigen, muß man sich ihr Verhältniß zur allgemeinen Bildung des Zeitalters versinnlichen; man muß wissen, was sie von ihren Zeitgenossen empfangen, was sie ihnen gaben und was sie ihnen waren. Bei den Griechen und Römern, bei den Spaniern und Franzosen, selbst bei den Italienern und Engländern läßt sich dies Verhältniß ziemlich deutlich ermessen; Publicum und Nation fiel in gewissem Sinn zusammen, das ganze Culturleben hatte sich in einen Mittelpunkt gedrängt und die Dichter hatten keine andere Aufgabe, als für dasselbe den ebenbürtigen Ausdruck zu finden. In Deutschland wird es dem Geschichtschreiber nicht so leicht. Zwar ist es auch dem Genius unmöglich, sich dem Boden zu entziehen, auf dem er aufgewachsen ist, und ein tieferes Studium wird uns überführen, daß unser classisches Zeitalter trotz seiner hellenistischen und romantischen Tendenzen im letzten Grunde nur den deutschen Geist darstellt; aber von diesem Zusammenhang eine sinnliche Anschauung zu geben, ist schwer, weil das deutsche Leben so sehr auseinanderfiel. Andererseits ist es nicht genau, wenn man die freie Mannigfaltigkeit unserer Dichtung aus ihrer Decentralisation herleitet. Im Gegentheil bestand in ihrer Blütezeit, die freilich nur kurz dauerte, ein enger Zusammenhang zwischen allem, was geschrieben wurde, der in anderem Sinn, als Klopstock es gewollt, die Idee seiner Gelehrtenrepublik verwirklichte. Nach Klopstocks Idee sollte Kaiser Joseph in Wien eine Akademie errichten, deren Präsidium natürlich ihm zufiel, und vermöge derselben der deutschen Literatur ein sittlich-patriotisches Gepräge aufdrücken. Diese Akademie kam nicht zu Stande, und der Periode Klopstocks und Lessings wollte es überhaupt nicht gelingen, die widerstrebenden und auseinanderfahrenden Kräfte zu sammeln und zu einigen. Was aber Fürsten-

gunst nicht zu Wege brachte, gelang ungewollt einer mächtigen Persönlichkeit. Sobald Goethe auftritt, sehen wir einen nach dem andern jener excentrischen Kometen sich dieser Sonne anschließen, sie bald in näheren bald in ferneren Bahnen umkreisen, bis endlich auch der letzte und größte, bis Schiller sich ihr fügt; und nun wird Dichtkunst, Philosophie, Alterthum, Naturwissenschaft und Geschichte, ja die Religion in Zucht genommen; obgleich mit heimlichem Widerstreben richtet sich alles, was geschrieben wird, nach Weimar und Jena, und wenn man früher von Goethe sagte, er mache in Weimar Sonnenschein und schlecht Wetter, so konnte man jetzt dasselbe von Weimar und Jena in Bezug auf Deutschland sagen. Selbst das tolle Wagstück der Xenien diente dazu, diese Beziehungen zu verstärken, denn nun war auch der Pöbel der Literatur in diesen Zauberkreis gebannt, und wenn er auch nichts Anderes that, als auf die Despoten an der Ilm und an der Saale zu lästern, so war das eben nur eine indirecte Anerkennung ihres Despotismus. Die herrschende Literatur fand im lesenden und schreibenden Publicum gemäßigte und excentrische Anhänger, gemäßigte und fanatische Widersacher, aber sie fand keinen Gleichgiltigen mehr: wer sich nicht für oder wider das antike Schicksal, für oder wider den Hexameter, für oder wider den transcendentalen Idealismus aussprechen konnte, durfte in gebildeten Kreisen nicht mehr mitreden. Wenn Fr. v. Staël die Deutschen als ein Volk definierte, das sich mit dem antiken Schicksal, dem Hexameter, dem transcendentalen Idealismus und ähnlichen Dingen zu thun mache, so war das für die gebildeten Kreise, die sie allein kannte, nicht unrichtig: freilich waren diese Kreise nicht das ganze Volk, und als nach Schillers Tod der große Krieg losbrach, der mit Gewalt die absolute Kunst und den transcendentalen Idealismus hinter die politischen Fragen zurückdrängte, war es mit der Centralisation der deutschen Literatur vorbei. Es begann eine babylonische Sprachverwirrung und nur noch die Sehnsucht nach dem alten Paradies lebte fort, jene Sehnsucht, die sich an die Knie des alternden Dichters anklammerte, und noch heute geschäftig ist, immer neue Bausteine und Zierrathen zu seiner Ehrenhalle herbeizuschaffen.

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!“ sagt Goethe im Tasso. Aehnlich sprach sich Schiller in den spätern Jahren aus, als er Goethe, die Humboldts, Körner, und seine Frau für sein einziges Publicum erklärte. Sophokles, Shakespeare, Calderon u. s. w. haben nicht so gedacht, weil sie unmittelbar zur Nation sprachen, weil bei ihnen die sociale Aristokratie mit der geistigen zusammenfiel. Das ist eben der charakteristische Gegensatz unseres classischen Zeitalters gegen alle verwandte Perioden. Unsere Dichter brauchten ein Medium, durch welches sie das Volk verstanden und dem Volk verständlich wurden, ein ideales Pu-

blicum, welches ihnen das fehlende wirkliche ersetzte. Wie wichtig ihnen die unmittelbare Berührung mit diesem Publicum erschien, zeigt am schlagendsten ein wenig beachteter Umstand. Als Schiller im Frühling 1804 Berlin besuchte, wurde ihm ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern angeboten, wenn er nach Berlin übersiedeln wollte. Obgleich er hier bei der unendlich vollkommeneren Ausbildung des Theaters für seine Kunst nur gewinnen konnte, wies er das Anerbieten ohne Zögern von der Hand, als ihm der Herzog — achthundert Thaler zusicherte. Und doch war Schiller, wie wir aus seinen Briefen sehen, ohne irgend wie habfüchtig zu sein, auf seinen weltlichen Vortheil wohlbedacht, wie es auch die Pflicht eines Familienvaters war. Dankbarkeit gegen den Herzog allein konnte es nicht machen, sein persönliches Verhältniß zu diesem war gering, ebenso zu den Honoratioren von Weimar, wie schon sein sonderbares Begräbniß zeigt. Es war zunächst Freundschaft für Goethe, dem man freilich, wenn er Schiller begleiten wollte, in Berlin ein gleiches Gehalt zusicherte, der aber an Weimar durch seine Pflicht gebunden war; hauptsächlich aber das instinctartige Gefühl, künstlerisch nur in der Atmosphäre gedeihen zu können, in der er groß gewachsen war. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“

Wir haben nun den Vorzug, von diesen Beziehungen der Freundschaft zu dem poetischen Schaffen in den zahllosen Correspondenzen jener Tage uns ein anschauliches Bild zu schaffen, und da alle Beziehungen jener Zeit persönlicher Natur waren, uns das ideale Publicum vor Augen zu stellen, das die Nation ersetzte. Aus dem Briefwechsel Schillers mit Goethe, Humboldt, Körner gewinnen wir eine weit vollständigere Einsicht in seine Poetik, als aus seinen ästhetischen Schriften. Huber kommt zwar jenen an Bedeutung nicht gleich, auch stand er Schiller nicht so nahe, doch hat er vor ihnen zwei Vorzüge. Zunächst war er wirklicher Kritiker und neben Schlegel, den er in manchen Punkten übertraf, der bedeutendste jener Periode; dann hatte er Beziehungen zur Politik, die dem Kreise von Weimar und Jena fehlten, und vermittelt so zwischen zwei Zeitaltern. Therese, seine Frau, hat zwar ihrem biographischen Versuch einige von seinen Briefen und einige von seinen spätern Recensionen hinzugefügt, es wäre aber wünschenswerth, eine vollständigere Ausgabe davon zu veranstalten, wobei die ältern Kritiken und Auszüge aus Artikeln der Allgemeinen Zeitung, die in dies Gebiet einschlagen, nicht fehlen dürften. Zu einem solchen Unternehmen anzuregen, ist zum Theil der Zweck der folgenden Skizze.

Michael Huber, der Vater, war 1727 zu Frankenhausen in Oberbaiern geboren und in seinem sechzehnten Jahr als armer Knabe nach Paris gekommen. Wie es ihm dort gelang, zu den literarischen Circeln Zugang zu

gewinnen, ist nicht bekannt; seine Uebersetzung Gessners ins Französische verschaffte ihm einen nicht unbedeutenden Namen. Nachdem er eine gebildete Schneiderstochter geheirathet, ging er 1766 nach Leipzig, um Unterricht im Französischen zu geben. Als Katholik konnte er keinen Lehrstuhl erhalten, wurde aber vom Kurfürsten durch eine kleine Pension und den Professortitel entschädigt. Die Messen führten ihm viele Fremde zu, und seine Kunstliebhaberei vermehrte den Kreis angesehenere Bekanntschaften: er bekam Aufträge, Kupferstiche zu kaufen, Copien von Gemälden anfertigen zu lassen, Erkundigungen über diesen oder jenen literarischen oder artistischen Gegenstand einzuziehen; so bildete er sich mit den bescheidensten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Existenz, und erzählte in den Briefen seinem Sohn immer sehr genau, welche Fürsten, Grafen und Standespersonen ihn besucht oder eingeladen hätten. Madame Huber gründete einige Jahre nach ihrer Ankunft einen Kosttisch für vornehme Studirende, den sie bis 1786 fortführte, und den ihr Mann durch geistvolle Unterhaltung belebte. Mit den alten literarischen Bekannten in Frankreich stand er in fortdauerndem Verkehr.

Ferdinand war bereits in Paris 1764 geboren; ältere Geschwister waren frühzeitig gestorben. Er wurde von seiner Mutter im höchsten Grade verzärtelt und infolge dessen körperlich schwach: er lernte weder reiten noch tanzen und litt unerträglich am Schwindel. Im Uebrigen war er keineswegs linksch; ein talentvoller Schauspieler, im Extemporiren geübt; seine Bildung war ganz französisch. Die Mutter hielt ihn unter kleinlicher Aufsicht; sie öffnete die an ihn gerichteten Briefe, so oft es ihr einfiel, schickte ihm Mägde nach, um alle seine Schritte zu bewachen, und controlirte bis in die zwanziger Jahre hinein seine Ausgaben. Aus dieser Behandlung leitet Thereseseine Verschlossenheit her: er strebte nach Unabhängigkeit im Handeln, und da die Eltern in ihren Ansprüchen an seine Mittheilung keine Wahl trafen, betrachtete er alles, was er ihren Augen entziehen konnte, als sein rechtmäßig erbeutetes Eigenthum. In der Religion ließ man ihn frei gewähren, und er blieb in dieser Beziehung bis an sein Lebensende indifferent.

Noch sehr jung schloß er sich an den acht Jahre ältern Körner an (geb. zu Leipzig 2. Juli 1756), der seit 1778 Privatdocent, seit 1781 Consistorialadvocat daselbst war und erst 1783 als Consistorialrath nach Dresden versetzt wurde. Der feste Charakter dieses Mannes und seine solide Bildung gaben dem schwankenden Wesen des Jüngern einen Halt. Bei dem frischen Aufkeimen der Literatur ergab sich für den strebsamen Jüngling die literarische Beschäftigung von selbst: schon früh übersezte er aus dem Englischen und Französischen, u. a. ein Trauerspiel von Beaumont und Fletcher, welches 1783 ohne Erfolg in Leipzig aufgeführt wurde. Der alte Huber hatte den Gram, in seinem Sohn einen leidenschaftlichen Anhänger des regellosen Shake-

speare zu sehn; noch schlimmer wurde es, als eine mächtige Dichterkraft die ganze deutsche Jugend in neue Bahnen fortriß.

In einem Brief an Körner (21. April 1783), der von Freundschaft überquillt, sagt Huber (damals neunzehn Jahr alt): „Ich dünkte, der beste unsrer dramatischen Schriftsteller müßte, wenn er Schiller gelesen, ausrufen, was Bourgognino in dem Enthusiasmus für Fiesco sagt: bin ich denn gar nichts mehr? Im Vergleich mit den Räubern ist im Fiesco die Sprache viel gleicher und erhabner, der Reichthum an Gedanken größer, das Interesse anziehender und unterhaltender . . . und doch möchte ich die riesenmäßige philosophische Idee, die Räuber zu schreiben, lieber gehabt haben als die Idee des Fiesco. Ich habe den Fiesco schon unendlichmal gelesen, und habe mehre Einwürfe gegen manches gehabt, aber wenn meine Kritik einige Zeit geruht hatte und gereift war, so fand ich, daß das künstliche Gewebe des Meisters nicht so gradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen springt, und vieles, was mir Fehler des Dichters schien, war nothwendiger Fehler des Charakters und wahre Schönheit des Dichters.“

Mittlerweile war das Band zwischen Körner und Huber noch dadurch befestigt, daß der erstere sich mit der ältesten Tochter des Kupferstechers Stock, Minna, Huber mit der jüngeren, Dora, verlobte. Alle vier schrieben Juni 1784 den bekannten Huldigungsbrief an Schiller nach Mannheim, der für diesen eine Epoche war, und ihn endlich (17. April 1785) zur Uebersiedelung nach Leipzig bestimmte, wo er, da Körner in Dresden war, von Huber aufs herzlichste empfangen wurde, und mit ihm anfangs Tisch und Wohnung theilte. Doch trat, namentlich seit der ersten persönlichen Zusammenkunft mit Körner in Gohlis (2. Juli), die Freundschaft zu diesem, den Schiller sich als ebenbürtig fühlte, bei weitem in den Vordergrund. Er schreibt ihm den folgenden Tag: „Hubers Situation geht mir nahe, und von Herzen wünschte ich, seine Eltern möchten über diesen Punkt mit sich einig sein. Zur ganzen Glückseligkeit unsers Beisammenseins (Schiller wollte Körner nach Dresden folgen) gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt. Ich hoffe einmal von unsrer Verbindung alles für seine Bildung, und es gehört zu meinen schönsten Träumen, die Epoche seines Geistes lenken zu helfen. Du und ich sind ihm unentbehrlich, wenn die gewünschte Revolution in ihm bewirkt werden soll, und das Glück unsrer wechselseitigen Vereinigung wird durch ihn einen großen Zuwachs erhalten. Mache dir also zu einer angenehmen Pflicht, seine Sache ins Reine zu bringen. Huber selbst ist zu blöde und muthlos, die Sache zum Ziel zu bringen.“ Den 7. August feiert Körner seine Hochzeit (Dora zieht mit ihm), den 6. September schreibt Schiller: „Hubers Angelegenheit verzögert sich allzusehr für meine Wünsche, ich kann es unmöglich mehr abwarten; ich muß zu euch.“ Den 12. September

kommt er in Dresden an, einige Zeit darauf scheint ihm Huber gefolgt zu sein. *) — Therese berichtet darüber folgendes.

Bis in sein achtzehntes Jahr scheint Huber an keinen bestimmten Beruf gedacht zu haben; er kannte keinen Ehrgeiz und seine Gedanken gingen nicht über den folgenden Tag hinaus. Nun versprach Graf Redern, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, für ihn zu sorgen; zu ihm wurde Huber nach Dresden geschickt.

Sonderbarerweise, erzählt Therese, fügte es sich, daß er den Cirkel, in dem er in Leipzig gelebt, in Dresden wiederfand. Dies mußte für die Sitten des jungen Mannes von wohlthätigen Folgen sein, aber für seine weltmännische Ausbildung war es ihm gewiß höchst schädlich. Er drehte sich ewig in einem und demselben Kreis von braven Menschen, die aber der großen Welt zu fremd waren, mit denen er schöne Literatur trieb und fröhliche Abende verlebte. Die Eltern betrieben die Beförderung ihres Sohns mit der drolligsten Protectionspolitik, sie ermahnten ihn, bald diesem bald jenem Subalternen die Cour zu machen; er machte nicht einmal die wirklich schicklichen Pflichtbesuche. Indes zog ihn der Minister immer mehr in sein Haus, dort sah er nach und nach alle Personen vom Hof und alle Fremden von Stand, die während dieser Jahre dahin kamen. — Die Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen setzte er fort; außerdem machte ihn Schillers Vorbild productiv; er machte Entwürfe zu mannigfaltigen Trauerspielen: *Mir Jaffier* (nach St. Réal, den Schiller zum *Don Carlos* benutzte), das heimliche Gericht u. s. w. Seine geringe Anlage zum Dramatischen erklärt Therese ganz fein: „Er ging ohne äußere Anregung nie aus sich heraus, so daß er den Menschen und die Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, sie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick, wo sie vor ihm standen, erkannte. Daher hatte er sehr viel Ansichten des Menschen, eine richtige Abfraction seines Wesens, aber wenn er sich ihn wollte in Handlungen ausdrücken lassen, fehlten ihm die Uebergänge vom Denken zum Handeln.“ — Schiller erwartete nicht viel von seinem Talent, überhaupt waren sie einander nicht näher gekommen: „Ich bin Hubern nichts,“ schreibt er Dec. 1786, „und er mir wenig.“ — Den 26. Juli 1787 verließ Schiller Dresden, um nach Weimar zu gehn; Huber arbeitete mittlerweile den Anfang des „heimlichen Gerichts“ aus, und Schiller setzte ihn in die *Thalia*.

Zu Anfang des Jahres 1788 erhielt Huber die Stelle eines Legationssecretärs bei dem kursächsischen Gesandten in Mainz. Schiller schreibt, 23. Fbr. an Körner: „Ich sehne mich nach ihm mit Ungeduld, obgleich die Freude ihn

*) April und Mai 1786 brachte er in Leipzig zu; ob bloß zum Besuch, ist nicht ersichtlich.

zu sehen mich nicht so eigennützig beschäftigt, daß ich vergäße, wie schwer ihr euch von ihm trennen werdet. Dorchon aber, hoffe ich, wird auf diesen Schritt gefaßt sein, und wenn ich sie recht kenne, so wird ein Opfer ihr nicht unerträglich fallen, das ihn glücklich macht, so gewiß sie in manchen Augenblicken der vergangenen Jahre durch die unsichern Aussichten seines Schicksals beunruhigt worden ist. Huber wünsche ich jetzt alle die Unbefangenheit und Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn für diese Situation geschikt macht — und möchte er zwischen dem, was er war und ist, und dem, was andere sind, jetzt eine glückliche Mittelstraße halten. Für sein Herz und die Harmonie unsrer Empfindungen ist mir nicht bange, wenn ich gleich darauf gefaßt bin, daß auf diesem Instrument noch mancherlei gespielt werden wird. Es ist keine Sache, weil du doch von uns dreien mit dir selbst am meisten fertig geworden bist, der Aufseher über uns zu sein und die zwei Uhren nach der deinigen zu stellen, wenn sie variiren sollten.“ — Sie kamen am 9. und 10. April in Weimar zusammen. „Ich habe ihn nur im Fluge gesehn, und so, daß wir einander wenig haben genießen können . . . Ich könnte dir allerlei über ihn schreiben, aber mein Sentblei ist bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jetzt liegt und drückt die Neuheit der Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen sich bei ihm wunderbar und alle seine Kräfte sind durcheinandergemengt. Du hast mir nicht geschrieben, daß er Magon ist, wie auch nichts von dem Eigentlichen seiner Versorgung, die mir sehr honorabel erscheint. Man kann es nicht anders als ein Glück nennen, und ich nenne es ein vollkommenes Glück, wenn sein Geist sich erst darein gefunden, oder besser, damit abgefunden hat.“ — Aus Leipzig, 4. April, schreibt Huber an Körner: „Ich weiß sehr gut, was ich dir bin, und es beschämt mich nicht, daß ich auf gewisse Weise durch das Sinken eines andern bei dir gestiegen bin. Es ist nichts Neues geschehn, als daß du zuletzt die verschiedenen Theile meiner geistigen Physiognomie zusammen in ein Ganzes gebracht hast, die vorher nur vereinzelt vor dir lagen; mein vollständiges Bild in deutlicher Schönheit lebt jetzt in dir, und ich werde dabei gewinnen, daß ich so lange dazu gegessen habe, eh du es fertig kriegtest. Ich werde keine Freundschaft mehr suchen, ich werde sie fliehn, selbst wo ich Talent dazu fände. Nicht daß ich mein Herz arm fühlte, aber ich glaubte euch zu bestehlen, wenn ich andern von seinem Reichthum gäbe, und diese Empfindung wird mich steif machen und kalt, selbst wo ich werde warm sein wollen.“

In Mainz, wo Huber den 20. April 1788 ankam, fand er wenig für sein Herz; Johannes v. Müller und Heinse befriedigten ihn in keiner Weise. Vielfache Reisen den ganzen Rhein entlang brachten ihn in keine nähern Beziehungen; er fühlte sich fremd und einsam. Bisher, sagt Therese, war er nicht aus dem Cirkel herausgetreten, in dem er aufgewachsen war. Diese

Lage war seiner angeborenen Passivität angemessen. Der Vergleichspunkte mit sich und andern werden zu viele abgeschnitten, man ist an die Form der Menschen, die man immer sieht, zu sehr gewöhnt; man vergißt endlich, was nicht schön an ihr ist, und andere Menschen mißfallen uns, weil ihre Form verschieden ist. Wir selbst machen auf unsern täglichen Umgang denselben Eindruck; man findet uns ganz gut, so wie wir sind; wir brauchen nicht liebenswürdiger zu werden, um zu gefallen. Man bildet sich seinen eignen Ausdruck, Redensarten, Ideengang, und scheint nachher andern sonderbar. Huber war mit seinen fortwährenden Citaten aus dramatischen und lyrischen Dichtern für die Mainzer ein ungeschickter Gesellschafter. Wenn nicht die französische Sprachgewandtheit ihn gerettet hätte, würde man ihm eine Art Geniewesen haben vorwerfen mögen, wie es bei jungen Männern ist, welche etwas viel in der poetischen Welt leben. Aus Ueberdruß an der gebildeten Gesellschaft ließ er sich mit Schauspielern und jungen Roués von der Aristokratie ein, spielte viel und verlor. Dabei hatte er das Gefühl, daß sein Umgang seiner nicht würdig war; man scheint ihn selbst von obenher ernstlich gewarnt zu haben vor Illuminaten und österreichischen Spionen. — Sein Urtheil über die mainzer Kreise war scharf, aber nicht unrichtig, z. B. über den Kurfürsten: „sein Antheil am Fürstenbunde ist eine Puppe, mit der er für sein Leben gern spielt; der verstorbene König hat ihn zum Narren gehabt und mit hohen Begriffen von seiner Wichtigkeit gefirrt. Das System der andern unirten Höfe bringt ihn dergestalt in ihre Mitte, daß er fast ganz allein thätig scheint, immer angibt und spornet, aber sans conséquence; denn er ist sehr wollüstig und faul und würde selbst sehr angeführt sein, wenn es wirklich viel zu thun gäbe.“ — Am drückendsten war Huber die damals sehr allgemeine Empfindung, daß ein freier Geist doch eigentlich nicht für das Joch des Staatsdienstes gemacht sei. „Wir mögen es drehen und idealisiren wie wir wollen,“ schreibt er 24. Mai 1788, „unsere Bestimmung ist es nicht, dem Staat zu fröhnen und die Steine zusammenzutragen, daß andere nach ihrem oft so verkehrten Geschmack Häuser darauf bauen. . . Und am Ende, so erniedrigend auch meine jetzige bloße Copistenarbeit ist, ich weiß doch nicht, ob der Mittelzustand nicht noch fataler ist, wo man an ein ganz klein Bißchen Wirksamkeit ein ganz klein Bißchen Geist wenden muß. Diese Schnürbrust, in die der Staat seine Diener preßt, kann oft den gesündesten Geist zum Krüppel machen. Die bloß mechanische Arbeit ist darum weniger gefährlich, weil der Kopf dabei ganz auf die Seite geschafft werden kann. Auf jeden Fall ist Resignation das Beste, und daneben zu trachten, daß man eignen Werth nicht positiv verliert.“ — 23. Juni. „Ein Hauptpunkt ist: am Ende dieser Laufbahn steht nach fünf, sechs Jahren ein jährliches sicheres Auskommen, und es ist eine Thorheit, das zu verscherzen. . . Natur und Kunst

in allen ihren Gestalten zu erschöpfen, mir angenehme Erinnerungen auf eine spätere Zeit zu sammeln, und endlich auch mir aus Erfahrung sagen zu können, welche stille nahe Freuden weit über die weit hergeholtten gesuchten Genüsse gehn; zu euch zurückzukehren und euch nicht wieder zu verlassen, das ist mein Plan für die Zukunft. . . Bedürfnis der Ruhe ist es, was die Zeit bestimmt, wo man suchen soll, es zu erlangen. In mir tobt grade das entgegengesetzte Bedürfnis, und wenn ich mit diesem unbefriedigten Bedürfnis im Herzen mich jener für mich noch gar nicht anziehenden Aussicht aufopfere, so werde ich ein unvollendetes, manquirtes Geschöpf werden und bleiben.“ — Auch seine literarischen Versuche befriedigen ihn nicht: „Das Unzureichende, Flache meiner Darstellung ärgert mich, aber ich kann dem nicht abhelfen, es ist einmal heute keine Kraft in meiner Seele Tiefen.“ — 11. August: „Mein Zustand ist ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geistes, ohne Zweck, ohne Auflösung. Kein Versuch schlägt an; Naturgenuß, Einsamkeit, gesellige Freude: nichts schlägt Funken aus mir heraus. Ich sehe es mehr als jemals, Reibung ist das Einzige, was bei mir etwas hervorbringen kann. . . allein bin ich nichts, wenigstens für diese Thätigkeit.“

Wie warm in ihm selber das Gefühl für Schiller lebte, zeigt namentlich der Bericht von seinem Besuch in Mannheim (Juli 1788), wo er Iffland kennen lernte und die übrigen Zeugen von Schillers Sturm- und Drangperiode. Schiller dachte des Abwesenden nur wenig*) und auch bei Huber wurde endlich das Bild der leipziger Freunde durch einen mächtign Eindruck verdrängt.

Forsters kamen den 2. October 1788 an, eben als Huber durch eine ernste Krankheit seinen zweideutigen Gesellschaftern entführt war. „Es ist närrisch,“ schreibt er am folgenden Tag an Körner, „daß auch so eine vorgesafte Idee, mit einem Menschen einen gewissen Umgang zu stiften, verlegen macht, und mich nicht in meiner vortheilhaften Gestalt erscheinen läßt. Bald bin ich kalt und trocken, bald überspringe ich mich, bald plagt mich der Stolz: ei der Mensch muß meiner auch bedürftig sein! am Ende bin ich mit mir wenig zufrieden und fange an zu schmollen.“ — 11. Nov. „Forster scheint ein gar guter Mensch zu sein, voll Feuer und reinen Gefühls und echter Naivetät. Wäre der Umstand nicht, daß ihn ein paar Menschen um-

*) Schiller an Körner, 1. Dec. 1788: „Wegen S. hast du einen Feuerstrahl in mein Gewissen geworfen. Suche sein Herz zu bewegen, daß er mir mein langes Stillschweigen vergebe. Wenn ich seiner Veröhnung gewiß bin und das Vergangene ganz in Vergessenheit senken darf, so will ich ihm frischweg schreiben.“ — 1. März 1790: „S. hat mir heut auch geantwortet, und mich freut es herzlich, daß unser Verhältniß sich wiederfindet. Aber wie konnte es anders kommen, wenn es einmal etwas Wirkliches war?“ — 15. April. „S. kann ich mir kaum in seiner neuen Autorität denken; es freut mich aber gar sehr, daß er über Mangel an Beschäftigung klagt und daß ihm sein Beruf anfängt lieb zu werden.“

geben, von denen ich weiß, daß sie Antipathie gegen mich haben, so würde ich mich ihm sehr hingeben; aber auf diese Weise lege ich einen langsamen Eroberungsplan auf ihn an.“ — 11. Dec. „Mit Forsters und mir fängt es an, sich sehr gut zu machen. Wir sind nahe daran, einen Cirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn so sehr brauchte. Zur Reibung ist Forster vorzüglich; er hat unendlich viel und weitumfassendes Feuer, nichts Ausschließendes; man kann ihn für alles entzünden, was bei Heinsse durchaus der Fall nicht ist; der brennt immer an einer Stelle fort, außer dieser ist's Eiseskälte.“ — Die Bekanntschaft, erzählt Therese, machte sich langsam, Forster und seine Frau wurden durch Hubers Eigenheiten nicht angezogen; der erste hatte das Gefühl, daß dieser junge Mann in seinem unthätigen schwankenden Sehnen nach einer Bestimmung seiner Kräfte zu Grunde ginge. Literarisches Interesse führte sie endlich näher. In dieser Gesellschaft fand Huber, was er bedurfte, um seinem Charakter Festigkeit zu geben: strenge Rüge kleinlicher Gewohnheiten, gesellschaftlicher Nachlässigkeit, Aufforderung zur Thätigkeit, vielseitige Ansicht des Menschen und der Dinge.

Im Anfang beriethen die Freunde am eifrigsten Hubers dramatische Versuche; sein Schmerzenskind, das heimliche Gericht, sollte nun endlich zur Welt kommen. Im Februar 1788 hatte Schiller den Anfang in seiner Thalia zugleich mit seinem Geisterseher abdrucken lassen; die geheime Mordthat, das Behmgericht und die unterirdische Höhle des erstern stimmten auch ganz gut zu dem Wunderapparat des andern. Die Freimaurer in Weimar schmeichelten dem Verfasser, indem sie tiefere Beziehungen darin erkannten. Fast Woche für Woche wurde mit Körner brieflich und mit Forster in persönlichem Verkehr über die weitere Entwicklung Rath gehalten. Es ist rührend, diese vergeblichen Anstrengungen zu verfolgen, das Stück wollte nicht vorwärtsrücken und Huber wurde mitunter hoffnungslos. So spricht er z. B. 12. März 1789 gegen Körner die Ueberzeugung aus, das Trauerspiel werde ein schlechtes Ganze werden. „Durch das abgeriffene langsame Arbeiten verliert sich der fließende unmerkliche Zusammenhang der Theile; man ersetzt ihn durch Künsteleien, Sophistereien, Seiltänzereien, stellt hier und da diesen und jenen Erfordernissen des Plans zu Gefallen seine Charaktere auf Nadelspitzen, und Wahrheit, Simplicität wird dabei zu Schanden.“ Zu andern Zeiten hatte er wieder ein nicht geringes Bewußtsein und fühlte sich von der Hand des Gottes berührt. Nach einer langen Conferenz mit Iffland und sorgfältiger Erwägung der theatralischen Rücksichten wurde das Stück zu Ende 1789 fertig. Götschen nahm es für zweihundert Thaler in Verlag und zu Mannheim wurde es 13. Febr. 1790 aufgeführt. Man hatte dort die Scenen ziemlich willkürlich durcheinandergeworfen und es fand wenig Beifall und Verständniß. Eine Recension in der Leipziger Zeitung Nov. 1790 sprach sich sehr mißfällig aus, die Göttinger Gelehrten Anzeigen im Ganzen lobend, wenn

auch nicht sehr warm. Die letzte Recension, die Heyne zugeschrieben wurde, war von Schlegel. Schiller schrieb bereits Nov. 1788 an Körner: „Ueber Hubers dramatischen Beruf bin ich nicht mit dir einig. Ich komme darauf zurück, was ich dir, glaube ich, und auch ihm schon gesagt habe: er hat keinen dramatischen Stil, im Plan ist er glücklicher. Sein Fehler ist, daß er sich über einen Gedanken ganz ausschüttet, und das soll man nie. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich sie lese, weil sie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den sie nicht aussagen; kurz weil sie erstaunlich wortreich sind. Ich glaube nicht, daß Huber viel im Dramatischen leisten wird, und es sollte mir leid thun, wenn er dieses zu spät bemerkte, und seine Fähigkeiten von einem dankbareren Fach ablenkte. Freilich ist mir diese Beschäftigung bei ihm lieber als keine, aber muß denn just diese Alternative sein?“ Huber schrieb noch vier Jahre nach Vollendung des Stücks an eine geistreiche Freundin: „je mehr ich mich von der Zeit, wo ich das heimliche Gericht dichtete, entferne, je mehr finde ich, daß ich damals sehr gut wußte, was ich wollte. Wie ich leztthin aufmerksam es wieder las, habe ich mich sogar überzeugt, daß der Plan und die Anordnung des Stücks nach ziemlich guten Grundsätzen gemacht sei. Allein es hat wenig Schattirung in den Charakteren oder vielmehr nur Philosophie über die Charaktere, wenig Einfachheit, viel zu viel Ueberfluß in der Ausmalerei. Die hauptsächlichsten Ideen sind auf tausendfache Weise variirt und mühselig ausgearbeitet, anstatt concentrirt zu sein und mächtig und mit Glanz hervorzutreten.“

Das Stück spielt in den Zeiten Kaiser Karl des Vierten. Ein Ritter, von Thatendrang verzehrt und ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, wird von den Mitgliedern des Behmgerichts überredet, ihrem Bund beizutreten, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Verbrechen auf Erden auszumitteln und zu bestrafen. Er leistet den Eid, in der Verfolgung dieses Bestrebens sich durch keine persönlichen Beziehungen irren zu lassen. Nun entdeckt er in seinem theuersten Freund einen heimlichen Verbrecher und so kommt seine Pflicht mit seinem Herzen in Conflict. Zugleich findet er, daß der an sich gute Zweck des Ordens, weil er sich bedenklicher Mittel bedienen muß, schlechten, ja gemeinen Interessen dient, und diese Entdeckung, die ihn zum Selbstmord treibt, machen gleichzeitig noch einige von den wichtigsten Ordensgliedern. Man sieht, es ist dieselbe Moral, die Schiller in den Briefen über Don Carlos predigt: die Abstraction der Tugend, die sich der natürlichen Grenzen und Beziehungen entschlägt, führt zu den bedenklichsten Abwegen. Liest man das Stück unbefangen, so wirft man es mit den übrigen Ritter- und Räuberstücken in eine Classe, man findet einige nicht ungeschickte Wirkungen darin, das Ganze erscheint trocken und ziemlich gehaltlos. Liest man dagegen die Briefe an Körner, so erstaunt man über die Menge von Feinheiten, die Huber darin hat an-

bringen wollen; jedes Wort ist auf das sorgfältigste erwogen, jede Scene hat eine tiefere Bedeutung. In einer Beziehung wenigstens ist diese Lectüre nicht unfruchtbar. Durch die unproductive Kritikerschule der Romantik ist der bekannte Ausspruch Lessings, er verdanke in seinen Trauerspielen der Kritik, d. h. dem Nachdenken das Meiste, dahin mißdeutet worden, daß Lessing eigentlich kein Dichter gewesen sei, und seine Stücke mit dem Verstand ausgeklügelt habe. Dieses unsinnige Gerede ist so häufig wiederholt worden, daß man es auch heute noch zuweilen vernimmt; was aber dabei herauskommt, wenn man ein Stück ohne schöpferische Kraft bloß mit dem Verstand machen will, davon gibt „das heimliche Gericht“ ein abschreckendes Zeugniß. Und Huber war doch wirklich ein feiner Kenner und hatte auch über die dramatische Technik mit Erfolg nachgedacht. — Ein zweiter Versuch, Juliane 1790—92, sollte einen edlen weiblichen Charakter analysiren, der durch die Kraft der Resignation über seine Umgebungen hinaustritt. In dieses fast ganz unlesbare, raffiniert trockne Stück war Huber noch mehr verliebt als in das heimliche Gericht, weil er nur seiner Absichten sich bewußt war, und er hat diese Absichten in einem wirklich geistvollen und sehr lesbaren Brief an Körner als Zeugniß seines Wollens hinterlassen. Er hat später noch mehrfach dramatische Anwendungen gehabt, aber es ist nichts weiter fertig geworden.

Erfreulicher sind in den Briefen an Körner die kritischen Bemerkungen, hauptsächlich über Goethe. 22. April 1789: „Dieser Mensch wird mir mit jedem Augenblick unbegreiflicher.“ *) 15. Oct. 1790: „Daß du in Goethes Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wol eine kleine Vermengung sein. Bildung und Ruhe fehlten im Werther u. s. w., aber diese glückliche Dichterorganisation, die jeden so verschiedenen Stoff ergriff und sich mit ihm amalgamirte, ist schon in jenen Werken. Und in dieser lag wol eher der Grund, daß er jetzt dies System erwählt hat, als umgekehrt. . . Die Beziehungen, die er seiner Theorie gibt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menschlicher, begreiflicher und also lieber macht, mit welcher ich aber nicht übereinstimmen könnte. Oder gibt es ein System, dem man diese rein sinnliche Anschauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Die Ideen, von denen du mir schreibst, können in der Anwendung nur auf den Mechanismus des Dichters Einfluß haben, sonst käme mir Goethe vor wie der Vater von gesunden, kräftigern Kindern, als unser Zeitalter sonst bringt, der den Grund dieses Vorzuges darein setzte, daß er die wahrschein-

*) „Die Geheimnisse sind mir zu quälend, und um so quälender, weil es in Goethes Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders Schmerzliches.“

lichste, zusammenhängendste Hypothese über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte. Wohl euch Systematikern und Philosophen, wenn ihr an den Gebäuden eurer Vernunft euer menschliches Vermögen nicht zusetzt; euch selbst findet man dann in den weiten dunkeln Hallen eurer Luftschlösser doch immer wieder. Meinem Bedürfniß nach ist jede Philosophie, als zusammenhängende Reihe von Abstractionen aus dem Vorhandenen und Gedebaren, sehr überflüssig, weil keine mir ein Licht aufsteckt, das ich nicht für den Augenblick ohne sie fände, und über den Augenblick hinaus trügllich glaubte. Ihr strebt mir etwas hinzustellen außer mir und außer euch; ich muß ewig von mir ausgehen, und komme doch auch überall hin, und habe den Gewinnst der höchsten Freiheit, die keine absolute Wahrheit kennt. Die Kunst, sagt Goethe, ist mehr als der größte Künstler, das Mögliche, sage ich, ist mehr als was jemals war, ist und sein wird.“ — März 1790: „Der Eindruck, den der Tasso das erste Mal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satire, in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht ist, den man nach Lessings Vorgang für nöthig hält.“ — „An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere ist durchaus nichts anzusetzen, Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch jemand (doch wol Schiller?), dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will.“ So alle übrigen Charaktere. „Wenn der Dichter solche Resultate gewonnen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Weg hätte gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der richtige war. Mit alledem will ich nicht leugnen, daß der erste verworrene peinliche Eindruck, den das Stück macht, sehr wahr sein mag. Doch schwamm in mir auch das erste Mal die Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Combination, in der höchsten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung.“ — Ueber Faust: (7. Juni)* „Es ist ein tolles, unbefriedigen-

*) Bei dieser Gelegenheit führen wir ein wenig bekanntes Urtheil Wielands an (An den Frh. v. Reyer in Wien, 20. Juni 1808): „Auch das, was wir jetzt von dieser barockgenialischen Tragödie, wie noch keine war und keine jemals sein wird, erhalten haben, ist nur der erste Theil derselben. Ich bin begierig zu wissen, welche Sensation dieses eccentriche Geniewerk zu Wien macht, besonders wie Ihnen die Walspurgisnacht auf dem Blocksberg gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllenbreughel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unflätherei um den Preis zu ringen scheint. Man muß gestehen, daß wir in unsern Tagen Dinge erleben, wovon vor fünf und zwanzig Jahren noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voyez qu'à présent il n'y a pas qu'oser, pour être sur de réussir! Bei alledem befürchte ich, unser

des Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt, und die auf eine Art von hoher philosophischer Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Gange der Geschichte und im Ganzen der plumphen Pöbelmoral, die an sich in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergibt sich dem Teufel, der ihn licherlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu sein. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuirt Mephistopheles auf nichts Anderes, selbst in ernsthaften Stellen, die beim ersten Anblick was Höheres zu bedeuten scheinen. Der erste Monolog des Faust hat vielleicht für die Initiirten verborgenen Sinn, der mir entgeht.“ — (28. Juni.) „Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Fausts Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persifliert Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, gibt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere platonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung und Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle, bald pikante, immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas Anderes, tiefer Liegendes darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Obscönität im Pla-

Freund G. hat sich selbst durch dieses Wagstück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte.“ — Noch ein Urtheil, von Jean Paul (an Jacobi, 4. Oct. 1810): „Die poetische Kraftfülle darin begeistert mich. Eigentlich iß gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die er sehr leicht in seinem — Spiegel, wenigstens sonst, finden konnte. — Daß ihn der Teufel nur dann holen sollte, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und selig wäre, für diesen Punkt gibts mir keine andere Auflösung als die: daß er sich bekehrt und sein hungriges Herz durch den Himmel stillte — und dann käme der Teufel.“ — Huber selbst sagt in der Recension von 1792, „in diesem seltsamen Torso habe der Dichter in dem ganzen Reichthum der gothischen Legende vom Kindischen bis zum Erhabensten geschwelgt.“ — Auch Körner fand in jenen Jahren, „der Bänkelsängerton, den Goethe gewählt, habe ihn nicht selten zu Plattheiten verleitet, wodurch das ganze Werk verunstaltet werde“.

tonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente unbestechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menschlich hohen Werth Fausts nicht vernachlässigte, trotz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch warm und erhaben ausmalte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; seine „erhabene Ruhe“ hält am Ende hier auch her, man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und den Menschen schwebt, den frei spitzenden Geist, der, nirgend durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeschweht auffaßt und erschöpft. Und grade dies hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht: es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eignen Individualität; das großmüthigste, feinste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde.“ — In dieser hingeworfenen Kritik*) sieht man die Seele des Dichters arbeiten; insofern sind sie interessanter, als die abgerundeten Recensionen, die er gleich darauf in die L. Z. schrieb. — Was ihm bei all seinem Scharfsinn und seiner feinen Empfänglichkeit zum guten Kritiker fehlte, wußte er selber sehr gut. „Ich weiß nicht, schreibt er 3. Febr. 1802 an einen Freund, ob mir zur Musterhaftigkeit in Ihrem schmeichelhaften Sinn nicht ebenso viel fehlt, als zu der Musterhaftigkeit, welche Hr. Schlegel mir zuerkennen möchte. Ich habe einige Eigenschaften eines guten Kritikers: Candeur, Gefühl, gesunde Vernunft und eine nicht einseitige Bildung; aber es fehlt mir gründliches Wissen. Meine ersten Jugendjahre waren zu günstig, sie gaben mir in einigen Dingen zu früh eine Vollendung: dann fand ich mich schon in der Welt, da ich manches gar nicht, und manches noch nicht so gelernt hatte, daß es sich nicht durch Mangel an Uebung hätte verwischen müssen. Was ich sonst Gutes habe, verwahrt mich vor Seichtigkeit; aber eigentliche Wissenschaft fehlt mir, und sollte mir nicht fehlen. Erreiche ich je die Unabhängigkeit, nicht von meiner Feder leben zu müssen, so würde ich, wie spät es auch sein möchte, für irgend etwas, es möchte sein was es wollte, ganz eigentlich in die Schule gehn.“ — Doch verdient die ausführliche Kritik der neuen Ausgabe Goethes, die er Ende 1792 in die L. Z. schrieb, um so mehr Anerkennung, je dürftiger von den übrigen Recensenten diese Ausgabe besprochen wurde. „Wo das reinsten und umfassendsten Gefühl, der reifsten Geschmack und das kühnste Ge-

*) Noch sagt er von Schillers Briefen über Don Carlos (25. Aug. 1788): „Der Ton ist öfters von einer gewissen Alltugheit angefect, die ganz aus Wielands Schule kommt . . . Dieser Schritt ist die Folge von der Empfindlichkeit, die uns ja in seinen ersten Briefen aus Weimar so verdross . . . Wem hat er nöthig, seine Ideale zu entwickeln? Denen, die sie nicht außerdem gefühlt haben, thut er doch gewiß eine sehr unverdiente Ehre an, und für die andern ist es Beträtsch.“

nie wetteifern, den nächsten Uebergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, darzustellen, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der muhamedanische Glaube vom Koran, daß er von Ewigkeit her existire; da ist kein Nachwerk, keine Fuge aufzuspüren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig und dem innern Sinn anschaulich zu erkennen hat.“

„So frei von aller eignen Manier, die immer, wie schön sie auch sei, dem dargestellten Gegenstand geliebene Individualität des Darstellers bleibt, ist nie ein Dichter gewesen als Goethe, oder vielmehr, die Individualität, die man in seinen Werken wahrnimmt, ist nichts Anderes als eine fast über die Aufschlüsse der Psychologie erhabene Gabe, sein ganzes Wesen, wie ein Proteus, aber ohne Spuren von Anstrengung oder Gewaltthat, nach dem Erforderniß jedes Gegenstandes umzuformen, jedes Ganze, das seine Phantasie auffaßt, nie anders als in dessen eiguem und vollem Licht zu schauen und darzustellen . . . Damit ist sehr genau verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln schönen, sinnreichen und kräftigen Gedanken, es keinen Dichter gibt, in welchem man so wenig „Stellen“ ausfindig machen könnte . . . Darum ist die Haltung in seinen Compositionen zu einfach, das Licht zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saiten der Phantasie, die uns in andern Dichtern beschäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber grade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, in welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem schönen und innigen Eindruck harmonirt.“ — Als höchstes Ideal wird neben den Gedichten (namentlich der „Zueignung“) Iphigenie charakterisirt; von Tasso heißt es: „Die Charaktere und die Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und sie sind in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Goethe eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessings subtiler und sinnreicher Manier.“ — In richtigem Contrast gegen diesen begeisterten Ton wird das Schädliche und Stümperhafte mit kalter Verachtung besprochen. „An Kosebueß Werken,“ sagt er bereits 1793, also lange vor Schlegel, in der L. Z., „hat die Kritik Gelegenheit zu prüfen, was es ist, das in denselben so viel gefallene Mädchen und Weiber, unschuldige Verführer und Verführte, gegen die Convenienzen zu Felde ziehende Helden u. s. w. zur süßesten Ergößlichkeit unsers großen Haufens zusammenbringt. Der dünne Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinprüche von Empfindung und Tugend kann diese Richterin am wenigsten be-

stechen; der Grund ist schlecht verhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und aller Tugend entgegengesetzte, in der Menschheit so allgemeine Anlage des Egoismus und der schlaffen Nachsicht gegen sich selbst, die den schwachen Damm der Convenienz und der positiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigne Stärke ersetzen zu können. Dieser Kreis, der wahren Kunst so fremd als der wahren Sittlichkeit, ist es, in welchem unsre Atermusen Geschmack und Herz zugleich verderben oder die schon vorhandene Verderbniß durch einen lügenhaften Anstrich von Gefühl und Originalität bestärken . . . Die Gulalia schmeichelt mit ihrer platten Neue der gemeinsten Schwäche und Sinnlichkeit . . . Daß sich unsre Sittenverderber hinter weinerlich possenhaften Schauspielen und andern Zwitterarten der Kunst verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher als den öffentlichen Muthwillen verrufener französischer Schriftsteller; und wir fürchten, daß in Deutschland, wo die Sünde mit moralischem Gewäsch und die Libertinage mit Empfindelei verwässert wird, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger beisammen gehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenlosigkeit gleichen Schritt mit der Verfeinerung gehalten hat und wo grade deswegen die entschiedensten Contraste nebeneinander bestehn, ohne sich je zu verwischen.“ — Dabei ist noch zu bemerken, daß Huber bereits in einem Brief vom 10. April 1789, also lange vor Schiller, der es 1796 unternahm, die Grenzen der dichterischen Phantasie in Bezug auf das Unsittliche in derselben Weise bestimmte. „Die Phantasie des Dichters, wenn sie sich in das Heiligthum wagt, wird mein unverdorbenes Gefühl nicht beleidigen. Wohlgemerkt aber, nur der Phantasie, der Begeisterung erlaube ich es. Der Mensch, der das Heiligthum schändet, weil er es für Heiligthum hält, oder weil er weiß, daß andre es dafür halten, beleidigt mich wie ein Gassenbube. Voltaires Ton in einigen seiner spätesten Schriften ist mir widrig, denn hier ist nicht Kraft und nicht Feuer, sondern Wuth und Ohnmacht . . . Ein jeder Gedanke, der Gehalt hat, oder was eins ist, der aus einer begeisterten Phantasie entspringt, ist meinem unverdorbenen Gefühl nicht entgegen . . . die Begeisterung hat also eigentlich gar keine Schranken, und nur, wenn sie aufhört, Begeisterung zu sein, hören ihre Rechte auf.“

Mit dieser kritischen Thätigkeit verband sich noch eine andre. Forster sah bald ein, daß Huber ein größrer Reichthum an positiven Kenntnissen nöthig wäre. Da es ihm am nächsten lag, beredete er ihn, sich in Uebersetzungen von Reisebeschreibungen zu versuchen. Theresens beißender Spott über seine Unthätigkeit bestimmte Huber endlich, sich an Dupatys Reise in Italien zu machen; darauf folgte Lediards Tagebuch in Afrika und Duclos' Jahrhundert Ludwigs des Funfzehnten. Sein Stil gewann durch Forsters Mitwirkung sehr bedeutend, noch mehr seine Kenntniß. So schwer es war, ihn zu einem Unternehmen irgend einer Art zu bringen, so eifrig trieb er das Geschäft, so-

bald er es einmal unternommen. Duclos veranlaßte ihn zu einer unglaublichen Menge von Lectüren, er studirte sich mit Forster in den Geist der französischen Geschichte, besonders der letzten Jahrhunderte ein. Von den Zeiten der Liga an durchgrübelten sie dieses bunte Gewirr mit stetem Rückblick auf die Gegenwart; so spannen sich die Fäden ihrer Ideen in den vergangenen Jahrhunderten an, und jeder neue Augenblick war gleichsam nur die erfüllte Prophezeiung des längst verflossenen. Mit Körner gemeinschaftlich wollte er eine Geschichte der Fronde schreiben, und die Charakteristik des Cardinal Reg erschien auch wirklich in Schillers historischem Kalender auf das Jahr 1792 (derselbe enthielt von Huber: Kurfürst Maximilian von Bayern). Schillers Beispiel hatte ihn zum Drama getrieben, es leitete ihn auch auf dem neuen Gebiet. Indem er Vorstudien zur Geschichte der Fronde machte, las er die niederländische Verschwörung sehr eifrig, um sich das Verhältniß seines eignen künstlerischen Standpunkts zu dem Schillers klar zu machen. In derselben Zeit (Dec. 1788) las er Friedrichs *Histoire de mon temps*: „Sie hat mir schmerzliche Empfindungen gemacht, weil sie einen großen Mann so unendlich verkleinert. Die Antithesen, die Witzeleien sind so unwürdig, die Schildereien der Höfe so klein, ja in dem Geschmack etwa von Briefen einer witzigen Hofdame; so gar nichts von der Simplicität, von dem genügenden Selbstgefühl eines großen Mannes.“ Man möchte den Schluß ziehn, daß seine Handlungen nur groß waren, aber nicht groß gedacht.“ „Dieser Blick in die Seelenoperationen, deren Folgen jene Handlungen waren, erkältet mein Ideal, und so geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealisiren ekelte es uns doch vor einer Art historischer Grandisonade; wir lernen begreifen, warum gute historische Köpfe Begebenheiten und nicht Helden geschildert, warum sie nur die Resultate menschlicher Anstrengung auf der einen und des Zufalls auf der andern Seite, wie sie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne sich zu bekümmern, wie viel dem einen und wie viel dem andern angehört.“ Aber auf diese Unbefangenheit „müßten wir Verzicht thun, die wir in das Land der Geschichte reisen aber nicht da uns niederlassen wollen: dem Historiker von Profession ist die Geschichte eheliche Liebe; wir sind Libertins, die nach *minois de caprice* jagen.“ „Die Idealisierung ist jetzt noch dein Steckenpferd, bloß weil du noch keine ausgeführt hast; du würdest es bald satt werden, wenn du es ernsthaft rittest. Alsdann sucht man eine andre durchgreifende Idee, und diese ist eben das *Fatum* (Schiller), Zufall, Vorsehung, oder wie man es nennen will. Aber diese Ressource wird noch eher ekelhaft. Es kann nur für sehr kurze Zeit kigeln, den Glauben an menschliche Selbstständigkeit in sich und andern zu zerstören; die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten Combinationen des Zufalls gehn einem bald aus, und am Ende findet man sich in einer Welt voll Getümmel und Bewegung ganz leer und einsam.“ „In der Fronde

können wir nun alle diese Klippen vermeiden, wenn wir sie für das nehmen, was sie ist: eine Geschichte menschlicher Kräfte, ohne Rücksicht auf den Zweck, den diese Kräfte zu erreichen suchten, noch auf den Ausgang, den sie der Zufall nehmen ließ. . . . Res wenigstens scheint den Zweck seiner Anstrengung für die Nebensache zu halten, die Thätigkeit freut ihn um ihrer selbst willen; der Gegenstand ist nur der Name des Spiels. Selbst wenn das Spiel augenblicklich verloren ist, vergnügen ihn geschickte Züge. . . . Nirgend in der Geschichte ist das Spiel der Kräfte so klar und lauter, eben weil der Zweck dabei null ist.“ — Man sieht daraus, daß die Geschichtschreibung sich dilettantisch nicht abmachen läßt: eine Entwicklung dieser abstracten Kunstleistung ohne alle Ironie (denn die wollte Huber ausschließen) wäre ein höchst wunderliches Product geworden.

Diese Beschäftigung mit der Geschichte flößte den Freunden auch ein regeres Interesse für die Politik ein, obgleich sie erst 1790 anfangen, die Zeitungen regelmäßig zu lesen. Mainz füllte sich mit Emigranten, und Huber als halber Franzose gewann das Vertrauen bedeutender Männer und dadurch eine große Vielseitigkeit und Unbefangenheit des politischen Gesichtspunkts. — 1790 führte er, nach Abberufung seines Chefs, die Geschäfte selbstständig, und wie es scheint, zur Zufriedenheit seines Hofes. Uebrigens zeigen die Briefe an Körner, daß er der Revolution zuerst nicht als Politiker, sondern als Artist gegenüberstand; die Erinnerung an die Schillerabende wirkte immer noch mächtiger auf ihn als der diplomatische Verkehr. Erst allmählig schält sich der politische Gedanke los. — 23. Jul. 1789. „Den gestrigen Tag habe ich wie bei der Entwicklung eines interessanten Trauerspiels zugebracht. . . . Deine Bemerkungen über den Geist und Einfluß der Cultur bei der Fronde treffen hier noch weit mehr ein, wo zugleich der Zweck ungleich schöner und simpler ist. . . . Ueberhaupt ist jetzt mein Respect für das achtzehnte Jahrhundert sehr gestiegen, und die Zusammenhaltung der Fronde mit dieser Begebenheit, wenn wir sie im Ganzen haben werden, kann, dünkt mich, das Begeisterndste bei unserer so Gott will, künftigen Arbeit sein.“ — 6. Nov. „Es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken ebenso verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Inßgeheim mag kleinliche Intrigue viel lenken, wovon wir nichts wissen. Aber daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle diese Menschen, die hinein verwickelt waren und sind, nur einer precären, partiellen, scheinbaren Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Eckelhafte der Sache. Freilich muß man wol auch annehmen, daß wir noch immer

am ersten Act sind . . . die Phantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allgemeine Aufklärung, durch unsere Papieraufklärung entsteht, sehe ich sehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Diese Aufklärung verjagt den Despotismus, aber sie macht die Freigewordenen auch untüchtig, Republikaner zu sein.“ — 3. Mai 1790. „Ich fürchte, du bist ungerecht über die französische Revolution. Es liegt gewiß an dem Geist unsers Zeitalters, daß die Details dieser Begebenheit so wenig innern Gehalt haben, es liegt vielleicht in jeder Begebenheit, so lange sie noch geschieht, für den Augenzeugen zu verlieren. Aber in der Geschichte des letzten Jahres ist doch eine wichtige, entscheidende Krisis des menschlichen Geistes, durch Cultur und Literatur zunächst hervorgebracht, nicht zu verkennen.“ — 2. Juli 1791. „Möge so viel Spielwerk, so viel französischer Flitterstaat bei allem dem sein, als du willst, die That selbst hat doch eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und noch sehr, sehr viel bleibt übrig, das unserer Ideale vom Alterthum würdig ist. Die Nationalversammlung hat mit einer gottähnlichen Consequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerst angenommenen Grundsätze waren die einfachsten und sichersten, das Steigen ihrer Kraft mit der steigenden Gewißheit vom unüberwindlichsten Einverständnis der ganzen Nation ist so unmerklich als schön, und die Revolution scheint nun so fest gegründet als jemals eine in der Geschichte. Weist du nicht alles, so bitte ich dich, enthalte dich noch des Urtheils, und thu meinem Gefühl nicht weh, das hier durch Widerstand zum Enthusiasmus gereizt ist.“ — 5. Dec. 1791. „Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die demokratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Payne ist so wenig mein Evangelium wie Burke, ich halte mich an Makintosh. Das Buch hat mich weinen gemacht vor Freude. Seine Hauptidee, der unvermeidliche Untergang der gothischen Regierungsformen, besteht durchaus gegen die beste von Burke, daß nicht Abstraction, sondern Gefühl das bürgerliche Wohlsein des Menschen bestimmen muß . . . Um die französische Revolution in der Weltgeschichte als eine ihrer größten Epochen sehn zu sehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wissen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu bestimmen sein wird.“ — 19. Dec. „Ich habe in unserm Stande den starren, leidenschaftlichen Demokratismus fast immer in einer gewissen Proportion und Analogie sehn sehn mit innerer Anlage zum Despotismus . . . Aber glaube mir, es ist mehr zu jauchzen dabei, als du mir zugeben scheinst, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entstanden ist, wo eine leidenschaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäischen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht.“ — Der letzte Sonnen-

blick dieser harmlosen Zustände war Goethes Besuch in Mainz, Aug. 1792. „Er war gesellschaftlich lustig, und ich bin in dieser Hinsicht sehr von ihm erbaut gewesen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen. — Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erschlafftes bekommen hat. Zugleich scheint er *Politica* im Kopfe zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratulire. Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall von zurückstoßender Steifigkeit vorbei war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchslosigkeit in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er war wirklich lebhaft; wenn er launig kräftig etwas auseinandersetzte, machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wiederzufinden . . . An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich in Goethe nicht mehr, sondern an das Studium einer gewissen weisen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zusammengebraut haben mag, und in welche dann mannigfaltige, und gegen seinen ehemaligen Geist oberflächliche Beschäftigungen mit wissenschaftlichen und andern vorhandenen Gegenständen mit einschlagen. Vielleicht hat er Recht, vielleicht auch nicht.“

Forster und Huber lebten in der sonderbarsten Sorglosigkeit in Bezug auf den Einfluß, den die öffentlichen Angelegenheiten auch auf sie haben mußten. Sie berechneten ihre Wirkung auf künftige Geschlechter, und waren nur im Allgemeinen bereit, der Zukunft der Menschheit jedes beliebige Opfer zu bringen. Hubers immer wachsende Liebe zu Theresese drohte schon damals, ihn in das Verhängniß seiner Freunde zu reißen. Als im Anfang October die Franzosen Speyer und Worms besetzten, verließ er mit allen übrigen Personen der fremden Gesandtschaften die Stadt, um in Frankfurt die weitem Versügungen seines Hofes abzuwarten und den Fortgang der Begebenheiten zu beobachten. Einige Wochen verfloßen, die französischen Truppen rückten keinen Schritt weiter; Forster schrieb täglich seinem Freund nach Frankfurt, und lag ihm an, da sein Hof gar nichts von sich hören ließe, nach Mainz zurückzukehren. Huber stand lange an; endlich folgte er dem Drang seines Herzens (Anfang November): eine Unbesonnenheit, die um so ärger war, da sich Forster bereits den Clubbisten angeschlossen hatte. Er erhielt einen ersten Verweis und den Befehl, nach Frankfurt zurückzukehren. Vergebens suchte er auch Forster zu entführen. „Meine Seele hat keinen ruhigen Augenblick,“ schrieb er an seine Eltern 5. Dec. „die Gegenwart drückt mich nieder, allein ich will sie ertragen. Die Zukunft ist in meinem Gemüth fest beschlossen, und ich werde für sie kein Opfer achten.“ Zwar setzt er 12. Dec. hinzu: „ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, meine Pläne sind in meinem Innern verschlossen!“ Aber das war nicht genau: Theresese hatte am 7. Dec. Mainz verlassen, und Huber hatte sich verpflichtet, für sie zu sorgen.

Welchen Entschluß aber nun fassen? Huber kam 29. Dec. bei seinem Hof darum ein, ihn von Frankfurt entweder nach Dresden zurückzurufen, oder ihn in Erfurt beim Coadjutor zu accreditiren. Noch schwankte er also; da verließ Therese Sträßburg, um nach Neufchatel zu gehn. „So wunderbar,“ erzählt sie selbst, „spann das Schicksal den Faden von seinem Leben fort, daß es schwer zu unterscheiden war, wo es ihn unbewußt fortriß oder wo er es selbst bereitete. So reiften die Umstände, welche es ihm zur Pflicht machten, seine ganze Zukunft zu dem einzigen Zweck zu verwenden, der Versorger der Familie seines unglücklichen Freundes zu sein. Er täuschte sich über keine Folge dieses Schritts, er sah ihnen muthig und mit Ergebung entgegen. Die unerwartetsten Vorfälle hatten diese Entwicklung in wenigen Wochen herbeigeführt, und er opferte sein bürgerliches Glück, seine Freunde, er weihte ein ganzes Leben, um seiner würdig den kühn auf sich genommenen Beruf zu erfüllen. „Er erwartete,“ sagt sie später hinzu, „bei wichtigen Dingen gleichsam die Einwirkung einer höhern Macht; er konnte mit besonderer Rührung bei dem Begriff der Alten vom Schicksal stehn bleiben. Sein Wille war selten eine Anregung für ihn; aber entschieden die Umstände bis zum Müßsen, so wollte er dann, was er mußte, mit rastloser Kraft.“ — Den 15. Februar 1793 erhielt er Urlaub; den 26. Februar schickte er seinen Eltern einen Brief von Therese mit der Nachricht seines Vorhabens; im März traf er in Leipzig ein, wo er seine Eltern sehr gealtert fand; in der Mitte April in Dresden. Die Männer, durch welche sein Abschiedsgesuch an den Kurfürsten kommen mußte, fanden seinen Schritt so unbegreiflich, daß man ihm von allen Seiten abrieth. Da er die geheime Ursache verschwieg, mußte er phantastisch, ja vielleicht erst durch diesen Schritt verdächtig erscheinen. Bis zu Ende Mai 1793 hatte er noch keine Antwort vom Hof; nun wagte er endlich einer vertrauten Person des Cabinets die Ursache zu entdecken, welche ihn nöthigte, auf alle Fälle und ohne Aufschub ins Ausland zu reisen. Dies Schreiben verfehlte seine Wirkung nicht, er erhielt seinen Abschied und vereinigte sich schleunigst in Neufchatel mit Therese.

(Schluß im nächsten Heft).